

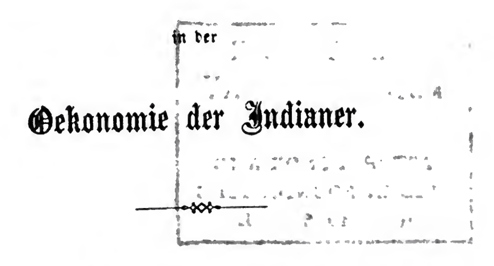


Avé-Lallemant
H B

Die

Benutzung der Palmen am Amazonenstrom

in der



Oekonomie der Indianer.

Nach einem im Athenaeum zu Hamburg am 19. Nov. 1860 gehaltenen freien Vortrag

von

Dr. Robert C. B. Avé Lallemant
in Lübeck
(vormals Arzt der Fremden-Abtheilung der Mizericordia und des Irrenhauses von D. Pedro II., Director des Gelbfieber-Hospitals Nossa Senhora da Saude, und Mitglied des obersten Gesundheitsrathes für Brasilien zu Rio de Janeiro), Inhaber des Rothen Adlerordens 4ter Klasse, des Oesterreichischen Franz-Josephordens, Inhaber einer goldenen Ehrenmedaille des Hamburger Senats usw. usw. usw.

Hamburg.
Boyes & Geisler.
1861.



Seiner

freundlichen Zuhörerschaft

vom 19. November

in

Hochachtung und Verehrung

dargebracht vom

Verfasser.

Vorbemerkung.

Vom hochverehrlichen Vorstand des Hamburger Athenaeums ward mir im letzten Spätherbst die ehrenvolle Aufgabe gestellt, mich mit einem Vortrag an den Wintervorlesungen der genannten Gesellschaft zu betheiligen.

Mit großer Bereitwilligkeit ging ich, vollkommen überzeugt von der Nachsicht eines geehrten Hamburger Publikums, darauf ein, und hielt am 19. November Abends von 8—9 Uhr einen freien Vortrag, wenn man eine ungezwungene Erzählung von Indianischen Zuständen und eine Vorzeigung von verschiedenen Palmenprodukten u. s. w. einen freien Vortrag nennen darf.

Freundliche Aeußerungen über das Erzählte und Vorgezeigte folgten mir nach Lübeck nach. Zuletzt kam noch ein liebenswürdiger Brief, welcher mich aufforderte, den Vortrag zu redigiren und drucken zu lassen. Und wenn ich auch dem freundlichen Schreiber, welcher den Vortrag verlegen wollte, die Gegenvorstellung machte, daß sich ein

vielleicht nur wegen der Vorzeigung von Gegenständen aus dem Indianischen Leben am Amazonenstrom nachsichtig hingenommener Vortrag nicht wohl drucken ließe, so ward dennoch die Aufforderung zur möglichst entsprechenden Niederschreibung des frei vorgetragenen Gegenstandes wiederholt. — Und ich gab ihr nach und schrieb eben so flüchtig das über den Nutzen der Palmen am Amazonenstrom in der Oekonomie der Indianer Gesagte nieder, wie ich es besprochen zu haben glaube.

Zu dem kleinen so entstandenen Heftchen wünsche ich den freundlichen Herausforderern und Verlegern viele Käufer, mir selbst nachsichtige Beurtheiler, und allen meinen Lesern und Leserinnen ein fröhliches Neujahr.

Lübeck, um Weihnacht 1860.

Der Verfasser.

Hochgeehrteste Anwesende!

Ich bin wirklich in der redlichen Absicht heute Morgen von Lübeck herüber gekommen, um einen möglichst warmen Vortrag über eine Tropensituation vor Ihnen zu halten. Das arge Schneegestöber des heutigen Nachmittags aber hat meine tropische Stimmung etwas bedeutend heruntergedrückt, und nur wenn ich auf Ihre vollste Nachsicht rechnen darf will ich es in dieser Abendstunde versuchen mit einigen wenigen Zügen ein kleines, bescheidenes Bild hineinzuzeichnen in einen großen, gewaltigen Rahmen, — Einiges aus dem thatenlosen und geschichtslosen Leben zahlreicher Indianerstämme am großen Amazonenstrome im nördlichen Brasilien.

Wenn wir von Pernambuco aus auf einem der beiden stattlichen Brasilianischen Dampfpackete „Cruzeiro do Sul" oder „Oyapock", welche

in ihren Baulichkeiten und ihrer nautischen Führung wirklich nichts zu wünschen übrig lassen, um das Cap Roque herum der Richtung gegen Nordwesten folgen, getragen von einem meistens friedlichen Ocean und begünstigt von der dortigen mit uns eilenden Meeresströmung, so gelangen wir, nachdem wir in flüchtigem Anlaufen das offen auf hoher Sanddüne daliegende Ceara und die ansehnliche, gar prächtig an weit ausgedehnter Bucht aufgebaute Stadt Maranhaõ begrüßt haben, in eine so eigenthümliche Wasserwelt, wie wir auf der ganzen Erde keine zweite antreffen.

Spät in der Nacht haben wir im Südwesten ein Leuchtfeuer erblickt, das Licht von Salinas, kein Signal, um uns dem Ufer näher zu bringen, sondern um uns vor der Nähe einer gefährlichen Küste zu warnen.

Einen seltsamen Anblick bringt uns der folgende Morgen. Nach kurzer Dämmerung, wie das in allen Aequatorialgegenden der Fall ist, steigt schnell der junge Tag aus dem Meer empor; aber dieses Meer hat seine tiefblaue Indigofarbe, wie es eine solche bei großen Tiefen zeigt, oder sein reines Grün, wie es diese Färbung an

flacheren Stellen besitzt, vollkommen verloren, und rastlos durchwühlt unser flüchtiges Dampfboot eine schmutzig graue nach Nordost hinströmende Wasserfläche. In der Ferne erblicken wir vor uns mächtige Brandungen, — linker Seits die Brandungen auf der sogenannten Bank von Bragança und deren flachstem Rande, dem sogenannten „Schwertfisch“ (espadarte), — rechter Seits die Brandungen auf der Bank von Tyjuocas (Tyju Schaum, tyju-oca schäumen). Zwischen beiden führt uns eine friedliche Wasserstraße in einen mächtigen Strom, den Gran-Para, den Rivalen des Amazonenstromes, oder seinen Zwillingsbruder, wenn wir die große, zwischen beiden Strommündungen liegende Insel Marajó für eine Deltabildung ansehen wollen. Im ersten Falle hätten wir eine vom südöstlich blickenden Cap von Tyjuocas auf dem Festland und vom östlichen Cap von Magoary (Reiher) auf der Insel Marajó eingefaßte Flußmündung von 8 geographischen Meilen Breite vor uns, im zweiten Fall aber eine gemeinsame Stromergießung vom Cap Tyjuocas bis zum Cap do Norte, deren Breite wir nicht unter 50 geo-

graphische Meilen veranschlagen dürfen, ein mar dulce, wie sein Entdecker Janes Pinzon das Gewässer nannte.

Kein Wunder also, wenn wir beim Hinauffahren des schon für sich allein so mächtigen Gran Para viele Stunden hindurch nur nach Süden hinwärts Land erblicken, und erst, nachdem wir 12 volle geographische Meilen in südwestlicher Richtung vorwärts gedrungen sind, dieses graue dahinströmende Süßwassermeer zu beiden Seiten eine wirkliche Ufer-Einfassung gewinnen sehen. Dort trennt dann eine mit uns parallel laufende Inselkette den Riesenstrom in zwei sehr ungleiche Abschnitte. An dem schmaleren, südlicheren, oder richtiger südöstlicheren taucht bald, nachdem wir ein rundes, mitten im Wasser liegendes Fort passirt haben, eine mit vornehm aussehenden Kirchen, Klöstern und Privatwohnungen reichlich versehene Stadt auf, Nossa Senhora de Belem do Para, lang ausgedehnt am Strande, wie ihr Name schon ankündigt, und mit ihrem Namen Belem lebhaft an Lissabon erinnernd, wie denn portugiesische Staatsklugheit allerdings einmal daran gedacht hat, hier ein

zweites Lissabon zu gründen. Findet sich doch sogar schon ein Cintra nicht weit vom Cap Tyjuocas gelegen, welches an jenes Cintra von Lissabon erinnern sollte! Wo aber wäre es möglich, ein zweites Cintra zu erbauen auf so hoch und luftig gelegener Felsenwarte, wie jenes nördlich vom Tajo?

Nur eine Stunde möchte ich Sie, hochverehrteste Anwesende, durch die Straßen dieser Stadt Para führen dürfen! Ein heißes Klima unter tief blauem Himmel und ein wundersamer Palmenfriede wiegen hier die entgegengesetztesten Menschenracen zum gemüthlichsten dolce far niente ein. Europäer, Neger und Indianer schlendern in der schönsten Einheit und communistischer Gleichbedeutung und Gleichberechtigung umher, und die zahlreiche, aus allen drei Menschenfractionen im seltsamsten Gemisch zusammengesetzte Klasse der Mamelucos und Mestiços bildet den schönsten Beleg dazu, wie Alle sich in dieser Friedenswelt untereinander lieb haben. — So treiben sie sich besonders am Strande des Flusses umher, und bringen und holen die seltsamsten Naturproducte, wie die ewigen Waldungen längs

des Amazonenstroms sie in nie versiegender Fülle erzeugen, und dabei in so seltsamer Form und Verfassung, daß der eben ankommende Europäer sie erst lange studiren muß, um sie später nur einigermaßen zu erkennen auf den ersten Blick.

Aber als volles Symbol des heiteren Friedens und der Eintracht in dieser seltsamen Welt unter dem Aequator sitzen ganze Schaaren von schwarzen Geiern auf den Dächern, und spatzieren, den Truthennen in der Form nicht unähnlich, mit den Hühnern auf den Gassen und Plätzen umher, um allen Unflath zu verschlingen, den eine mangelhafte Gesundheitspolizei überall nur gar zu gern liegen läßt.

Bald liegt das stattliche Para hinter uns; wir eilen weiter den riesigen Fluß hinauf, welcher dort den Namen der „Bucht von Marajo“ hat. Denn wirklich bildet der Strom dort einen gewaltigen Süßwassersee, auf dem man, zumal in heiterer Mondnacht, nirgends eine Randeinfassung erkennt. Nur die vollkommen spiegelglatte Fläche der Fluth erinnert daran, daß das Meer ferne von hier liegt. Und doch macht ein frischer Nordostwind das stille Gewässer zuweilen so hoch

aufwogen, daß es das vollendete Bild des sturm-bewegten Oceans bietet, und selbst das große, gerade 200 Fuß lange Flußdampfschiff unter allgemeiner Seekrankheit seiner Passagiere rhythmisch auf und absteigen macht.

Fern im Süden bleibt die Mündung des mächtigen Tapajoz liegen, eines in wundersamer Palmenfülle seiner Ufer und Inseln prangenden Stromes. Bald wird dann das Fahrwasser schmaler, ja später an einer Stelle, der sogenannten Aturia, so schmal, daß unser Dampfschiff kaum sich hindurch winden kann, während die darauf folgenden Kanäle von Limaõ und Tagipuru, wundervolle Lagunen in dem herrlich aufgebauten Waldvenedig, schöne, fast stagnirende Wassergassen bilden von tief dunkelm Kolorit.

Am Ende des langen Laubganges, den der Kanal von Tagipuru bildet, liegt mitten im Fahrwasser ein Waldblock. Er heißt Itucuara, oder richtiger wohl Itacoara, der „Stein der Enge“. Hier ändert sich plötzlich die Scenerie. Wir treten heraus aus dem schmalen Waldpfad. Das dunkele Wasser unter uns ist verschwunden; es umbraus't uns plötzlich ein aschgraues, in

tausend Wirbeln sich bewegendes, in wilder Hast dahinrennendes Element, auf welchem die Temperatur der Luft plötzlich um 2 Grad sinkt, und eine erfrischende Kühle gewährt. Zwar erblickt das Auge zahlreiche in langen Ausdehnungen sich hinerstreckende Inseln; aber nach Westen und nach Osten, von wannen dieses kochende graue Element kommt, und wohin es geht, bildet es einen ausgedehnten Wasserhorizont, und mit Befremden fragt man sich da wohl: Ist's ein Meer, oder wirklich nur ein Strom?

So begrüßt der Amazonenstrom den von Para kommenden Reisenden, nachdem er die Insel Marajó südlich umschifft hat.

Und je weiter der Reisende hinaufdringt längs des Riesenstromes, der mit Recht ursprünglich der Parana-açu, der „große Fluß" genannt wurde von den Landeseingebornen, desto mächtiger erscheint er, denn auch seine Zuströmungen sind gewaltig. Dort vom Süden kommt der Xingu, dort der Tapajoz, letzterer ein langsam fließender Landsee, und nun gar noch der mächtige Rio da Madeira, ursprünglich Caiari genannt, fast ein zweiter Amazonenstrom, ein wirklicher Parana-

açu! — Nie werde ich den imposanten Eindruck vergessen, welchen mir dieser Nebenstrom des Amazonenflusses gemacht hat. Zur Aufsuchung der großen Niederlassung der Muras-Indianer am Rio das Uautas, Pontaleaõ, hatte ich in einem Kano mit nur drei Indianern Manaos am Rio Negro verlassen. Der mächtig geschwollene Amazonenstrom hatte uns in den nun folgenden beiden Tagen und in der Nacht, in welcher wir, sorglos auf dem Boden des Fahrzeuges schlafend uns ohne Führung und Vorsicht von den grauen Wirbeln fortreißen ließen, weiter geführt, als meine Indianer veranschlagten, und wir verirrten uns weit in den Rio da Madeira hinein, so daß wir erst am dritten Morgen meiner etwas leichtsinnigen Flußschiffahrt den Irrthum einsahen. Alsobald flog mein kleines Fahrzeug wieder den Strom hinab. Aber schon eine Meile oberhalb seiner Mündung in den Amazonenstrom bot er mir einen Wasserhorizont dar, als ob ich in das offene Meer hinaus sollte. Ein frischer Nordostwind warf mir Welle auf Welle entgegen, und nur mit Mühe widerstand ihnen mein kleines Fahrzeug. — Erst am

Nachmittag erkannte ich das gegenüberliegende Ufer des Amazonenstroms, erst um 10 Uhr Abends stieg ich dort ans Land beim freundlich liegenden Itacoatiara oder Serpa, wirklich etwas stark impressionirt vom gewaltigen Caiari oder Rio da Madeira. Und doch erscheint derselbe Caiari fast klein, wenn man den nun folgenden Rio Negro, den schwarzen Fluß, — Parana pichuna — hinauffährt, welcher nördlich vom Amazonenstrom sein Gebiet hat, und in seltsamer Verzweigung vom Orinoco Wasser aufnimmt durch den bekannten Cassiquiare. – Kaum dürfen neben diesen beiden Flüssen genannt werden der Purus, der Coary, der Teffe, der Jurua, der Juttay und der Javary, alle aus fernem Südwesten kommend und fast ganz unbekannten Ursprungs auf Bolivianischem Gebiet. Mit mächtigerem Wasser zieht wieder der Ucayali einher, und noch weiter westlich der Huallaga, auf dessen Nebenfluß Paranapura eine nicht unbedeutende Handels-Verbindung vermittelt wird mit Moyabamba, welche freilich durch den berüchtigten Paß bei dem Wassersturz des Puma-yacu, des „Löwenwassers“ ungemein beeinträchtigt ist. —

Manche Aehnlichkeit mit dem Rio Negro hat der vielfach mit ihm verzweigte Japura, auf nördlicher Seite des Amazonenstroms oder Solimoens, wie der Amazonenstrom vom Rio Negro aufwärts heißt. Nicht kleiner als der Japura, aber einer Flußschifffahrt günstiger ist der dann folgende Içà-Parana oder Putumayo, an welchen dann der Rio Napo, der Tigre und Pastaza und noch manche kleinere Zuströmungen sich anreihen, und in den Solimoens sich ergießen, so wie er aus seinem Felsenthor vom Pongos von Manzeriche hervorgebrochen ist in zwei Meilen langer Sturmfahrt. —

Das ist in flüchtiger Herzählung das ungeheure Stromconcert, welches nördlich und südlich vom Aequator von den Kordilleren herunter und aus nie durchmessenen Waldungen hervorbraus't, und im gewaltigen Parana-àçu vom Westen gen Osten dem Atlantischen Ocean zurauscht, von enharmonischer Mächtigkeit wie kein zweites in der Welt.

Am Rande all dieser Gewässer, und bei vielen selbst weite Strecken in das Dickicht hinein wird in jährlicher rhythmischer Wiederkehr

der Urwald von diesen Flüssen überfluthet, und das mannigfache Thierleben, in so fern es eines festen Bodens bedarf zu seinem Bestehen, weit in das Innere der ausgedehnten Hyläa zurückgedrängt.

Anders der Mensch! — Längs der Ufer der genannten Wasserverbindungen bis in ihre kleinen Verzweigungen und Flußpfade (Igarapés) hinauf wohnen in den Waldungen des Amazonenstromgebietes zahlreiche Indianerschaaren, welche zu einzelnen Gruppen, Stämmen, Familien vereinigt, und einem Führer, ihrem Tuchaua, folgend als ächte Doppelnaturen, Söhne des Waldes und des Stromes, in beiden, an beiden, von beiden leben, wie sie von ihnen entstanden sind, und mit ihnen, namentlich mit dem Walde vergehen zu wollen scheinen. Wie mannigfaltig auch schon Kulturversuche sich an sie herangemacht, und sie mit Gewalt oder durch Ueberredung zu einem bürgerlichen, angesiedelten Leben in Dörfern — Malocas — und selbst Städten bewegt haben mögen, wie weit ausgedehnt auch besonders der Katholicismus mit seinen manchmal fast heidnisch erscheinenden buntfar-

digen Aeußerlichkeiten unter ihnen herrschen mag, immer sind und bleiben sie noch Kinder ihrer eigensten Abstammung, Kinder des Waldes und des Igarapé, still, schweigend, ernst, und innerlich wie äußerlich in düsterer Lebensfärbung das Dasein abspinnend ohne weitere Thaten, ohne weitere Bedeutung. Sie entstehen, ernähren sich eine Weile und sterben dann hin nicht nur in den einzelnen Individuen, sondern sogar nach ganzen Stämmen. Das Licht der Kultur, was an ihnen vorbeistreift, blendet sie, und macht sie befangen; sie sind zu blöde, um sich aus ihrem Kinderzustand herauszuraffen und zu ermannen. So wenden sie sich ab, und bleiben gar zu gern im Walde, der sie erzeugte und von je her schützend umfing!

Und wie sollten sie nicht! Hat doch der Wald alle Elemente in sich, um seine braunen, einfachen, von keinem ehrgeizigen Besitzstreben zu anhaltender Arbeit angetriebenen Söhne zu nähren, und mit allem zu versehen, was zur Nothdurft und Lebensfristung des Indianers gehört, — der Wald und der Igarapé oder Wasserpfad im Walde, Beide nur ein und derselbe Begriff,

denn ohne den Igarapé verdorrt der Wald, ohne den Wald der Igarapé, ohne beide der Indianer.

Eine sehr weitführende Aufgabe wäre es, alle die Hülfsquellen anzugeben, aus welchen der Wald und der Waldstrom den Indianer mit seinen Lebensbedürfnissen versieht. Ich müßte Ihnen, hochgeehrteste Anwesende, ein von den zahlreichsten Thiergruppen belebtes zoologisches Bild zeichnen, eine ganze Flora skizziren, und zuletzt noch manche Stoffe aus dem Mineralreich, Erdarten u. s. w. zusammenbringen, um die Freigebigkeit der Natur am Amazonenstrom darzustellen. — Das würde mich aber hier viel zu weit führen, und Sie vielleicht mehr verwirren, als unterhalten. — Auch mag sich an wenigem, an einer einzigen Thiergruppe, an einer einzigen Pflanzenfamilie viel mehr zeigen lassen, wie die Natur zu bieten und zu pflegen verstand. Und so nehme ich aus dem Chaos der Waldungen am Amazonenstrom nur eine einzige Pflanzenfamilie zum Gegenstand meiner Betrachtungen, ja aus dieser wieder nur einzelne Individuen, um den Nutzen zu zeigen, welchen sie

dem Waldmenschen darbieten. Diese Individuen sind einige Palmenformen, nur wenige aus der Zahl der vielen, die sich in den dunkeln Wassern der nordbrasilianischen Flüsse wiederspiegeln. Sie liefern dem Indianer sein Essen und Trinken, seine Wohnung, sein Lager, sein Jagdgeräth und seine Waffen, und endlich noch Faserstoffe, welche weit genug reichen zur Herstellung alles dessen, was der Indianer aus ihnen zu flechten genöthigt ist.

Der Reisende, welcher die Stadt Para verläßt, um das Wassergebiet des Gran-Para und des Amazonenstroms näher zu betrachten, und nun den Tocantins mit seinen Insellabyrinthen, ja das ganze Gebiet des unteren Parana-açu durchstreist, wird seltsam frappirt, wenn er an manchen Stellen Meilen weit eine einzige Palmenform vorherrschend findet. — Stamm an Stamm dicht gedrängt, und lothrecht neben einander aufsteigend bis zur Höhe von 60 — 80 Fuß, von unten nach oben an Dicke zunehmend, nur wenige, aber riesige Fächerblätter tragend, von denen immer einige welk oben um den Stamm herumhängen, und zwischen

sich mehrere mächtige Fruchtbüschel oder lange Trauben mit 100—200 großen länglich runden fast tannenzapfenartigen Früchten weithin durchglänzen lassen, — so stehen Millionen Exemplare der Meritipalme — Mauritia flexuosa — in den oben bezeichneten Gegenden umher und drängen sich bis in das Wasser der Flüsse hinein als die vielberufenen Morichales Alexander's v. Humboldt, die „Lebensbäume" des Spanischen Padre Gumilla, denn allerdings können sie das Leben ganzer Indianerstämme fristen. Es enthalten nämlich jene braunrothen Früchte unter den feinen glänzend braunrothen Schuppen und um den Kern eine gelbliche mehlichte Substanz, welche sich zu einer Art von Sago zubereiten läßt, so daß man diese Mauritia wohl gar eine Sagopalme genannt hat. — Ungeheuer ist der Nahrungsvorrath, den alljährlich diese Meritipalmen hervorbringen, während die Stämme selbst dazu dienen, die Ständer und Wandungen der Indianischen Hütte zu bilden, deren Dach gar leicht mit denselben Meritiblättern bedeckt werden. Und endlich liefern diese Blätter noch einen festen vortrefflichen Faserstoff, welcher wie grober Hanf benutzt werden kann.

Aber wer benutzt am untern Parana-açu, am Tocantins und Gran-Para diesen Lebensbaum? — Eigentlich kein Mensch! Die Morichales verkommen in sich selbst, die mehlhaltigen Früchte fallen auf den Boden und verfaulen, oder treiben auf den Flüssen umher, wo sie wohl von Indianischen Kindern am Strande aufgesammelt und angenagt werden. Größere Bedeutung gewinnen sie nicht.

Und in der That stehen sie anderen Palmen in ihrer ökonomischen Bedeutung nach. Weiter hinauf am mächtigen Strom sehen wir fast überall neben kleinen Indianischen Ansiedelungen oder Malocas eine edele Palme aus dem Gebüsch der Theobromapflanzungen und selbst über den Gummibäumen emporragen, von so schlanken Verhältnissen bei einer Höhe von 70—80 Fuß, daß wir in der ganzen Palmenwelt kaum etwas ähnliches finden. Der Stamm, der bei so bedeutender Höhe dennoch nicht über 6 — 9 Zoll im Durchmesser hat, ist in regelmäßigen Zwischenräumen mit Ringen von schwarzen Stacheln besetzt. Hoch auf steigen die Blätter der Krone, und biegen sich dann im elegantesten Bogen,

reichlich besetzt mit zierlichen Foliolen. An ihrer Basis hängen schöne, üppig volle Traubenbüschel mit goldgelben, aprikosenfarbigen Früchten, welche meistens abortiren, und keine Kerne enthalten, sondern nur eine mehlichte Substanz; gekocht gleichen sie ganz unsern Kastanien, und werden als solche überall gegessen. Diese eben so kühne, wie edele Palme ist die Popunhapalme, der Pirijao, die Pfirsichpalme der Engländer, Guilielma speciosa, ein Baum des Friedens und des Segens, und das Symbol der Gastlichkeit an einsamen Ufern des Amazonenstromes. So begrüßte ich ihn besonders, wenn ich am Rio Negro aus dem Flüßchen Rio da Cachoeira im Kano aus dem Gebüsch hervorkam; so war er mir noch hinter Tabatinga auf dem letzten Brasilianischen Vorwerk an der Gränze von Peru ein treuer Bürge für die Sitte und Gastlichkeit der dortigen Bewohner. Von der dort angelegten Maloca der Omaguas sind die Einwohner längst wieder verschwunden, und die kümmerlichen Ranchos oder Hütten längst wieder eingefallen; aber in unerschöpfter Fülle bieten die dort im Abendwind sich wiegenden Pirijao's ihre goldenen Früchte, unbekümmert, ob ihre schönen

Aepfel von einem dankbaren Geschlecht aufgelesen werden, oder auf feuchtem Boden verfaulen.

Unbegreiflich erscheint es, daß die schlanken Stämme nicht abbrechen, wenn sie vom Winde gerüttelt werden. Doch lös't sich das Räthsel sehr leicht, wenn man das Holz der Popunheira untersucht. Es ist schwarz und so fest, wie kein anderes Holz. Fast könnte man es für Elfenbein ansehen! Daher wird es denn ganz besonders zum Anfertigen jener berüchtigten Tangapemas und Coidarus benutzt, jener dicken, fast schwertartigen Waffen, wie ich deren einige besitze, welche den Indianer im Handgemenge Mann gegen Mann so furchtbar machen. Ein wohlgeführter Streich mit einem Tangapema von Pirijacholz in der Faust eines Indianers streckt wohl einen Stier zu Boden, geschweige denn einen Feind. Ja, so fest ist das Holz, daß, wenn der Indianer vor seinem Häuschen einen kleinen Platz, eine Art von Stufe bilden will, er den Lehm oder die Erde dazu nur zwischen einigen liegenden Popunhastämmen aufzufüllen braucht; das Holz verwes't nicht; es überlebt ganze Generationen.

Trotz der Härte des Holzes, und besonders der Mehlhaltigkeit der Früchte steht der Pirijao dennoch einer anderen Palmenart bei weitem nach. Wenn Sie, hochgeehrteste Anwesende, die Stadt Para kaum betreten haben, so ist Ihnen unter allem Auffallenden, was Sie daselbst erleben, gewiß das Auffallendste der von allen Seiten her schallende und durch alle Modulationen der Tonleiter hindurch gehende Ruf: Assai — assai! Unwillkürlich wird man an unsere Vierländerinnen erinnert, wenn sie ihre grünen Waaren ausrufen. — Doch darf man die braune oder schwarze Assai-schreierin von Para nicht fragen, was denn Assai eigentlich sei! Sie würde unsere Frage gar nicht für Ernst nehmen, und sich nimmermehr davon überzeugen können, daß es Menschen gäbe, welche kein Assai kennten.

Ueberall wächs't am untern Amazonenstrom und seinen Confluenten, besonders den kleineren Igarapés eine zierliche, schlanke Palme von kleinen Dimensionen, Euterpe edulis oder Jussarapalme, kaum einen oder einige Zoll im Durchmesser, deren grauer Stamm sich nach oben in einen grünen Fortsatz verlängert, ehe die Blätter sich ausbreiten. Unter diesem grünen Fortsatz

brechen einzelne Blüthenbüschel hervor, an denen die weiblichen Blüthen eine blaue Beere bilden. In Menge werden diese blauen Beeren eingeärndtet, und zur Stadt gebracht. Sie werden 16—24 Stunden in Wasser macerirt, und dann mit den Händen so lange geknetet, bis ihr Fleisch vollkommen zerwaschen ist, und nur ihr innerer Kern zurückbleibt. Die so gewonnene kirschfarbige Brühe ist das sogenannte Assai. Man mischt ihm etwas Zucker hinzu und einige Löffel vom Mandiocmehl, dem bekannten groben Wurzelmehl der Manihot utilissima, einer Euphorbiacee, und hat so das Göttergericht der Amazonenstromwelt, Nectar und Ambrosia zu gleicher Zeit, Essen und Trinken im vollendetsten Gleichgewicht. In allen Lebensphasen und zu allen Tageszeiten und gewiß auch in schlaflosen Nächten genießt das Paraenser Volk sein Assai. — Assai und etwas Pirarucu, ein wie Stockfisch behandelter mächtiger Flußfisch, oder etwas Schildkröte, das ist Alles, was die Gastronomie jener Leute begehrt. Sie bedürfen wirklich weiter gar nichts, um vollkommen gesättigt, und, wenn vollkommen gesättigt, um vollkommen glücklich zu sein, oder vielmehr gar nichts zu empfinden. —

Nur einen Concurrenten hat das Assai. Die Früchte der schönen Oenocarpusarten Bacaba und Pataua lassen sich eben so behandeln wie die Beeren der Jussarapalme. Dabei sind sie bedeutend größer, als die Euterpenbeeren. Doch kommen die Oenocarpuspalmen in viel geringerer Anzahl vor, als jene. Die aus ihnen gewonnene Brühe, der „Wein", wie man solche Brühe wohl nennt, ist chocoladenfarbig und etwas ölig, und hat einen angenehmen Geschmack. Wollte man ihr etwas mehr Arom geben, so würde man sie ganz für Chocolade trinken. Ich genoß sie immer mit großem Behagen!

Soll ich Ihnen noch mehr Palmen am Amazonenstrom nennen, deren Früchte eßbar sind? Denn von der eigentlichen Kohlpalme, der Euterpe oleracea, kann ich hier nicht reden; sie gehört mehr südlichen Gegenden Brasiliens an. Soll ich noch einige Arten von Astrocaryen aufzählen, z. B. A. Tucuman, deren Früchte eßbar sind? Der Indianer ist vollkommen zufrieden gestellt, wenn er die schon genannten hat und wir lassen ihn gewähren.

Auch seine Wohnung bauen die Palmen am Amazonenstrom dem Indianer. Einige Pi-

rijaostämme bilden vortreffliche Eckständer. Mit aufgeschlitzten Meritistämmen werden die Wände gemacht, und die Lücken mit Lehm verstrichen, — so ist das Unterhaus bald gemacht. Die Hauptsache aber ist ein gutes Dach, und dafür verwendet der Indianer ganz besondere Sorgfalt.

Kaum eine Palme giebt es, deren Blätter sich nicht vortrefflich zum Dachdecken benutzen ließen. Dennoch hat sich der Indianer zum Dachdecken einige Palmenblätter ganz besonders auserkies't, denen er weit nachgeht, oft Tagereisen weit, um sie sich zu holen in seinem Kano.

Das edelste Palmenblatt zu diesem Zweck ist unbedingt das Bussublatt. Es gehört der Manicaria saccifera an, einer Palme am untersten Amazonenstrom, besonders an den Zwischenkanälen zwischen dem Parana-açu und dem Gran-Para. — Alle Palmenblätter bilden im Jugendzustand eine zusammenhängende Blattfläche. Erst bei weiterer Entwickelung reißt das straff werdende Parenchym parallel mit den Mittelrippen der Foliolen ein, und bildet so die Segmente. Häufig findet man Palmenblätter, deren ganze Peripherie

noch zusammenhängt, während die Foliolen sich nach der Mitte hinwärts vollkommen ausgebildet haben. — Nicht so das Bussublatt. Hier bleibt das ganze Blatt bis zur vollen Entwickelung zusammenhängend, und bildet eine wundervolle, unverletzte Fläche mit gezähntem Rande, einige Fuß breit, und an zwanzig Fuß lang, meines Wissens die prachtvollste Blattfläche, die die Natur geformt hat. Selbst die so riesengroßen Bananenblätter erscheinen klein neben dem Bussublatt.

Sollen diese mächtigen Blätter zum Dachdecken der Indianischen Hütte dienen, so legt man sie auf den flachen Boden, und knickt vorsichtig die eine Hälfte in der Längsrichtung über die andere hinüber. So bildet die Fläche eine doppelte Lage zusammenhängender Dachziegel, die kräftige Mittelrippe bildet den Dachsparren. Mit wenigen Bussublättern ist ein ganzes Dach gedeckt, und dient an zwanzig Jahre.

Noch viel größer ist ein anderes Palmenblatt, welches zwar keine zusammenhängende Fläche wie das Bussublatt liefert, aber dennoch ein schönes Material zum Dachdecken abgiebt. Das ist das Jupatiblatt, von der Raphia taedigera.

Man muß solch ein Blatt sehen! — Die Palme selbst ist sehr niedrig, wenige Fuß hoch; das Blatt dagegen von unglaublicher Länge. Ein Theil der Mittelrippe hat keine Seitenblättchen, so daß er einen wirklichen Blattstiel bildet. Ich besitze die Hälfte solches Blattstiels, sie ist 8 bis 9 Fuß lang. Die mit Foliolen versehene Hälfte des Blattes ist eben so lang, und noch länger, als der kahle Blattstiel. Das gäbe ein Blatt von 32 — 36 Fuß lang. — Reisende haben Blätter von 40 – 50 Fuß Länge gesehen. Solche Riesenblätter kommen gewiß vor; ich selbst habe ungeheure Jupatiblätter gesehen, ohne sie messen zu können; sie glichen wirklich mäßigen zweizeiligen Bäumen, und hatten gewiß die angedeutete Länge.

Auch bei den Jupatiblättern knickt man die Foliolen der einen Seite über die andere hinüber, und legt sie so in einzelnen Lagen zum Dachdecken auf die Häuser. Solche Dächer gleichen wirklich unsern nordischen Strohdächern, und können ganz sauber aussehen. Doch dauern sie kaum die halbe Zeit wie ein Bussudach, und sind auch nicht leicht so dicht wie jenes, so daß zu einem Jupatidach ziemlich viele Blätter ge-

hören, die man auch nicht immer leicht zusammenfindet in nächster Nähe des Bauwerks.

Doch dienen eigentlich alle Palmenblätter, selbst die fächerartigen, zum Dachdecken, Miritiblätter und andere; ja eine Art Mauritia, die aculeata oder Carana bildet trotz der unbequemen Form ein sehr gesuchtes Dachmaterial, welches ebenfalls aus fernen Gegenden hergeholt wird.

Den kleinen Hof neben der Hütte aber faßt der Indianer gern mit den dünnen, schlanken Palmstämmen der Leopoldinien ein. In Manaos sieht man selbst mitten in der Stadt solche kleine Hühnerhöfe neben dem grauen Indianischen Hause in großer Menge. —

Ist so die Indianische Hütte fertig, so flicht man noch für die Schließung des Einganges eine Art von Vorsetzethür aus Palmblattfoliolen, und breitet wohl ein ähnliches Geflecht auf dem Boden aus. Aber nun fehlt noch das Beste im Hause, um dem Indianer seine Wohnung comfortable zu machen, — seine Hängematte. —

Ohne Hängematte ist kein Indianer denkbar; seine Maqueira ist sein einziges nothwendiges Meubel im Rancho, es ist sein Sitz, sein Bett,

es ist in der fast ununterbrochenen Pendelschwingung das eigentliche Symbol des herumschweifenden Waldmenschen. — Wenn der Indianer nicht auf der Jagd, oder beim Fischfang beschäftigt ist, liegt er gewiß, sich leicht schaukelnd in der Hängematte, und überläßt jegliche Arbeit der Frau. Und da das Bett so luftig und frisch ist, und in seinen Schwingungen ununterbrochen einen kühlenden Luftzug hervorruft, so ist die Hängemattenwirthschaft am ganzen Amazonenstrom endemisch geworden bei allen Menschenklassen, Färbungen und Geschlechtern ohne Ansehen der Personen, so daß Hängematten aus Baumwolle in vielen Mustern gewebt, ein bedeutender Einfuhr-Artikel in Para von England aus geworden sind.

Von diesen baumwollenen Dingern reden wir hier nicht. Viel graciöser sind die ächt Indianischen Maqueiras, diese künstlich aus Schnüren in einander geschlungenen Netze, von denen ich Ihnen hier einige vorlege.

Eine Astrocaryumart, geharnischt wie das ganze Genus mit langen schwarzen Stacheln, hat die Eigenthümlichkeit, daß sich die Epidermis der jungen Foliolen leicht abstreifen läßt in

langen Fäden. Diese Fäden werden in Menge zusammengebunden, in große Flechten gedreht, und so unter dem Namen Tucum auf den Markt gebracht, wo der Artikel eine große Rolle spielt. Denn in der That vertritt das Tucum ganz die Rolle unseres Flachses. Alles was Bindfaden, Garn, Schnur, Strick unter den Indianern ist, wird aus Tucum gemacht, nur nicht vollständige Kleidungsstücke; denn diese sind da, wo sich die Indianische Welt vollständiger Kleidung bedient, meistens aus Baumwolle gewebt, und in ihnen hört eigentlich die ächte, unverfälschte Indianer-Natur doch auf, das Tucum also auch.

Vor allem werden nun die Maqueiras aus Tucum geflochten. Zwischen Hand und Schenkel werden mit großer Geschicklichkeit die Fäden zu Schnüren gedreht, und diese wieder in zierlichen Maschen und Verschlingungen zu Netzen verflochten, deren obere und untere Schlingen mittelst dickerer Schnüre zusammengefaßt werden. Diese Endschlingen werden zuletzt wieder von einem Strick gehalten, mittelst dessen die Hängematte, ein wirkliches Luftnetz, zwischen Bäumen, Pfeilern, eisernen Ringen u. s. w. zu einem Kreissegment ausgespannt wird. Oft sind die Fäden hübsch

gelb, roth und blau gefärbt; oft hat die Maqueira, oder wie sie portugiesisch heißt, die Rede, einen hübschen Besatz aus Federn oder einem andern, hochwichtigen Faserstoff, der gewissen Bromeliaceen abgewonnen wird, und Carua heißt. Solche Maqueiras sind dann rechte Paradebetten des Hauses, und gelangen als solche auch in Europäische Sammlungen. Wie einfach dagegen die Maqueira des reinsten Indianismus! Hier sind zahlreiche Parallelschnüre nur mittelst 3—4 Querschnüren zu einer Art von Netz mit sehr großen Maschen verbunden, und selbst nur einige Fuß lang. Kaum möchte der Europäer es für möglich halten, daß ein erwachsener Mensch in solchem Dinge liegen kann, und nicht heraus, oder gar durchfällt. Der Indianer dagegen fühlt sich nur in solchem Primitivbett wohl. Neben und unter ihm brennt sein kleines Feuer, selbst mitten in seinem Rancho, dessen Rauch ihn selbst nicht incommodirt, dagegen die ungeheuren Schaaren geflügelten Ungeziefers, was am Amazonenstrom und seinen Igarapes Tagesordnung und nächtliche Parole bildet, fern hält.

Alles, was sonst vom Indianer zusammengebunden wird, Rohre zu Pfeilen, getrockneter

Fisch u. s. w. wird mit der Tucumschnur gebunden, wie man denn auf den Ladentischen der sogenannten Vendas oder Verkaufshäuser der Ortschaften am Amazonenstrom immer ein Knäuel von schönem Tucumgarn liegen findet, mit welchem der Krämer seinem Käufer das Verkaufte zusammen bindet.

Und bei der Gelegenheit muß ich einer besondern Verwendung des Tucumgarns oder Bindfadens erwähnen, in welcher der Faden eine sehr wichtige Rolle spielt.

Bei weitem die größte Menge seiner animalischen Nahrung gewinnt der Indianer dem Fluß ab, so daß er recht eigentlich ein Sohn des Flusses, des Igarape zu nennen ist. Besonders emsig verfolgt er hier zwei Jagdartikel, den schon oben genannten großen Flußfisch Pirarucu, den „Rothfisch", und Schildkröten. — Beide weiß er sehr geschickt mit dem Pfeil zu treffen. Aber die angeschossenen und dann tiefer untertauchenden Thiere, Fische wie Schildkröten, würden den Jäger gar zu häufig um seinen Pfeil bringen, wenn dieser nicht ganz besonders sinnreich seinen Jagdapparat eingerichtet hätte. Das lange Pfeilrohr des Geschosses ist oben mit

einem festen, hölzernen Aufsatz versehen. In diesen paßt ein zweiter, lose eingefalzter, und mit einer scharfen eisernen Spitze versehener hinein. Dieser letzte hat nun eine lange, feine aber starke Tucumschnur, deren anderes Ende am Pfeilrohr festsitzt. Die Schnur ist so genau um den Pfeil herumgewickelt, daß dieser vom Bogen abgeschossen wird, ohne daß die Schnur abläuft. Trifft der Pfeil, so taucht das getroffene Thier unter. Aber nun läßt die lose aufsitzende Pfeilspitze den fest am leichten Pfeilrohr sitzenden Holzaufsatz los, die Schnur läuft ab, und zerrt den auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden Pfeil dem flüchtigen Thier überall nach, so daß der Indianer mit seinem Kano es leicht ereilen kann, und dasselbe, ist es eine Schildkröte, ohne Mühe in sein Boot nimmt, oder ist es eine Pirarucu, mittelst einer Lanze leicht durchsticht, und dann nach sich zieht. — Wunderbar ist dabei oft das Geschick der Bogenschützen, zumal beim Erlegen der Schildkröten. Die Thiere treiben schlafend den Strom hinab, erwachen aber sehr leicht, so daß man ihnen nicht allzu nahe kommen kann. Deswegen warten die Schildkrötenjäger ruhig in ihrem Kano am Ufer

oder an einem gestrandeten Treibholzstamm, bis eine Schildkröte herantreibt. Da aber der flache und nasse Rückenschild des Thieres den in einem sehr spitzen Winkel treffenden Pfeil leicht abgleiten machen würde, haben die Bogenschützen eine besondere Art des Schießens in diesem Fall. Sie schießen, indem sie ihre eigene Kraft, die Schnelligkeit des Stroms, die Entfernung und Größe der Tartaruga oder der Taracaja, wie die beiden häufigsten Arten der Flußschildkröten am Parana-açu heißen, genau zu veranschlagen wissen, ihren Pfeil hoch in die Luft, so daß er fast in einem rechten Winkel auf den Schild des zu erlegenden Thieres niederschlägt, und dort mit Sicherheit festsitzen bleibt. Es ist das eine Geschicklichkeit, die unsern besten Schüssen mit Feuerwaffen keineswegs nachsteht.

Nun ist noch die Sehne des Indianischen Bogens von einer gut gedrehten Tucumschnur gemacht, wenn nicht hier eine leicht zu einem dünnen Strick ohne weitere Bearbeitung zu drehende Baumrinde Embira die Tucumschnur verdrängt, wie solche Embiraschnur regelmäßig an Botocudenbögen sich findet.

Aber der Bogen selbst ist doch nicht aus

Palmenholz gemacht? Allerdings, und zwar gerade aus einer Astrocaryumart, wenn auch nicht von der Tucumpalme. Die stachelichste aller Astrocaryen enthält ein ungemein zähes, sehr elastisches Holz, welches höchst zweckmäßige Bogen liefert, so daß das Astrocaryum aculealum, wie die Art heißt, auch wohl Toxophoenix genannt worden ist, die „Bogenpalme". Diese Bogen sind meistens ziemlich kurz, und deswegen sehr behende im dichten Wald. Doch ist auch in der Bogenfabrication der Indianer eine Art von Entwickelung und Fortschritt zu bemerken. Viele Indianische Stämme, besonders die, welche nicht völlig brutal sind, wählen zu ihren Bogen den schönen Paó d'arco, eine prächtig blühende Bignoniacee, deren schlanker zäher Stamm wirklich elegante Bogen liefert, weswegen der Baum seinen Portugiesischen Namen Paó d'arco, Bogenbaum, mit demselben Recht trägt, wie man jene Astrocaryumart Toxophoenix nennen wollte.

Jene liebenswürdige Tändelei, die den Frauen aller Nationen eigen ist, hat nun auch das eben besprochene Faserwerk des Astrocaryum, das Tucum mannigfach verwandt, oft combinirt mit andern Palmenstoffen. So z. B. sah ich und

erhielt manche allerliebste Kämme, deren Zähne aus Palmenstacheln bestehen. An diesen Kämmen hängen einige dünne mit kleinen Federtroddeln versehene Tucumfäden, ein Kopfputz der vom glänzend schwarzen Haar auf einen rein braunen Nacken herabhängend ungemein gut aussieht. — Und so werden auch bunte Federn von Papageien und Tukanen zu dichten Federbinden mittelst der Tucumfäden zusammengeschlungen, und von der braunen Gesellschaft zur Zier um die Kniee oder die Oberarme gebunden, wenn auch diese ächt urwäldlichen Zierbinden schon immer seltner werden und vor der Europäischen Kultur ganz verschwinden mögen.

Solche kleine Spielereien mit Palmenstoffen möchten mich indessen etwas weit führen. Wir haben noch einige wichtigere Verwendungen dieser Stoffe zu betrachten, Verwendungen, die recht eigentlich dem innersten Indianerleben angehören und ihm seinen Stempel aufdrücken.

Schweigend wie der Urwald, und stumm wie der Fisch seiner Flüsse spinnt der Indianer in möglichster Passivität sein Dasein hin. Stille ist sein Element; und so müssen auch seine Waffen, seine Jagdapparate möglichst geräuschlos sein.

Wohl kennt und schätzt er für viele Eventualitäten die Flinte und Kugelbüchse; und in den Ortschaften, wo er sich der Kultur und der Brasilianischen Staatsmaxime als freier Bürger angeschlossen hat, und mit einigem Stolz sogar Nationalgardistendienste thut, weiß er ganz regelrecht mit dem Feuergewehr umzugehen. Kommt er aber heim von diesem Dienst, so stellt er nur zu gern seine Flinte in die Ecke und greift zu einem ganz anderen Rohr, dem Blasrohr, und beginnt mit ihm seine Lieblingsjagd.

Die Indianischen Blasrohre am Amazonenstrom sind größtentheils wieder Palmenproductionen. In der Gruppe der Iriarteen findet sich eine, Iriartea setigera, welche sich durch ungemeine Schlankheit und Schmächtigkeit besonders auszeichnet; sie ist wirklich eine rohrartige Palme, welche mehr als eine andere die Palmenverwandtschaft mit den Gräsern darthut. Das lockere Mark, welches diese Palme im Stamm enthält, läßt sich leicht hinausstoßen, so daß der dünne Schaft eine grade, leichte Röhre bildet. Diese wird mit dem Bast einer Schlingpflanze zierlich umwickelt, und unten mit einem großen Mundstück versehen, wozu sich noch meistens der Schmuck

eines Visirs aus zwei Coatizähnen hinzugesellt. Solch Blasrohr ist 8 – 10 Fuß lang, ja manchmal noch länger.

Doch sind nicht alle Blasrohre vom Stamm der Iriartea setigera. In meiner Indianischen Waffensammlung finden sich einige Sarabatanas oder Blasrohre, welche offenbar aus dem schlanken Stamm eines dicotyledonischen Laubbaumes gemacht sind, und dann aus zwei Hälften zusammengesetzt. Sonst ist ihre Form und weitere Ausarbeitung ganz die der Rohre von Iriarteen. Nördlich vom Amazonenstrom sollen wirkliche Gräser mit weit auseinanderstehenden Internodien zu Blasrohren verwendet worden. Doch sind sie mir nie zu Gesicht gekommen.

Eigenthümlich wie solche Sarabatana ist nun auch das Geschoß, was aus ihr fortgeblasen wird, ja noch eigenthümlicher; es ist ebenfalls ein Palmenproduct.

Wenn wir einen Indianer mit seinem immensen Blasrohr auf der Schulter längs des Waldes dahergeschlendert kommen sehen, so entdecken wir alsobald an seiner Seite einen ebenfalls aus Palmenstoffen geflochtenen und mit schwarzem Harz verpichten Köcher, zu welchem der Köcher

des Liebesgottes selbst als Model gedient zu haben scheint. Doch ist sein Inhalt ganz verschieden. Dieser besteht aus 50—100 langen schlanken Nadeln, unsern größern Stricknadeln nicht unähnlich, rundlich zugeschnitten aus der Rippe von Palmblattfoliolen. Diese zierlichen gelben Nadeln sind an dem einen Ende sehr scharf zugespitzt, die Spitze selbst schwarz gefärbt.

Dieses kleine Geschoß ist eben wegen seiner schwarzen Spitze eine furchtbare Waffe. — Aus gewissen Loganiaceen, verschiedenen Strychnosarten, bereiten die Indianer in geheimnißvoller Weise und mit verschiedenen Zusätzen das weitberufene Gift Uari, oder wie es in etwas verkehrter deutscher Aussprache lautet: Woraragift, auch nach den Ticunas-Indianern Ticunasgift genannt, einen dickflüssigen schwarzen, höchst intensiv bitter schmeckenden Sirup, in welchen sie ihre Blasrohrpfeile — Gravatanas —, sowie andere große vom Bogen zu schiessende Pfeile eintauchen; wo denn letztere mit ihren Spitzen in eigene Kappen hineingesteckt werden, damit sich Niemand unvorsichtiger Weise daran verwunde zur Unzeit.

Die kleine, heimtückische Gravatana wird mit

der seidenartigen weißen oder gelben in den großen prächtig scharlachrothen Saamenkapseln gewisser Bombaceen oder Wollbäume vorkommenden Wolle, Sumauma oder Munguba, am stumpfen Ende umwickelt, und mit diesem Pfropfen in das Rohr geladen. Mit einem kurzen, kräftigen Blasen, ja nur einem Hauch, einem Zungenschlage, welcher den Wollflausch nur 1—2 Fuß tief in das Rohr hineintreibt, wird die Giftnadel fortgeschnellt. Lautlos fliegt sie, schmerzlos trifft sie, nach wenigen Minuten tödtet sie. Der davon getroffene, und kaum gestreifte Tucan, der Papagei oder ein anderer Jagdartikel aus dem warmblütigen Thierreich bekommt Zuckungen, Krämpfe und fällt vom Ast, ohne daß sein Nachbar sein Herunterfallen gewahr wird, so daß der geschickte Indianer eine ganze Papageiengesellschaft herabblasen kann, ohne daß der Genuß des so erlegten Wildes auch nur im allergeringsten Maaße nachtheilig wäre. So allgemein ist die Jagd mit vergifteten Gravatanas aus der Sarabatana, daß das Gift, welches in kleinen flachen Töpfchen verkauft wird, einen bedeutenden Handelsartikel bildet, nicht anders als Pulver und Blei in Europa.

In Teffé bot mir ein Mann 200 Töpfchen zum Verkauf an. — So innig hat sich der Indianer mit diesem Gift vergesellschaftet, daß er sich wohl den langgewachsenen Daumennagel damit vergiftet, um damit seinen Feind in scheinbar ganz unbedeutender Verwundung zu morden, und sich still davon zu schleichen, ehe der dem Tod Verfallene die Wunde gewahr wird.

Wollte ich meine kleine Skizze von der Verwendung der Palmen und ihrer Producte noch weiter treiben, so dürfte ich ja nicht gewisse Palmennüsse vergessen, in deren dickem Rauche der Indianer als Gummisucher, Seringueiro, die weiße Milch des Gummibaums schwarz räuchert. — In den zahlreichen Gummibäumen am Amazonenstrom besteht unbedingt der größte Werth jener Gegenden. Der Baum selbst ist ganz verschieden von den in unsern Zimmern und Treibhäusern gepflegten Gummibäumen mit großen Blättern. Diese gehören den Feigenbäumen an; die Bäume am Amazonenstrom sind Euphorbiaceen, zunächst Crotoniaceen. Ich kann hier die Siphonia elastica nicht botanisch beschreiben. Aus den mäßig dicken und schlank aufstrebenden Stämmen bringt bei der geringsten Verwundung eilig ein weißer,

rahmartiger Saft in Menge hervor, welchen der Seringueiro in ein Gefäß auffängt. Hat er eine hinreichende Quantität dieses Saftes gesammelt, so steckt er ein Feuer an, und wirft verschiedene Cocoinennüsse, — die dicken und steinharten der Uauassu- und Uricuri-Palme (Attaleenarten), die kugelrunden schwarzen, an den drei Keimnarben mit hübschen Wellenlinien versehenen Tucumannüsse (von Astrocaryum Tucuman), oder die schlanken Nüsse der lieblichen Inajapalme, Humboldt's berühmter Jaguapalme (Maximiliana regia) — in die Gluth, woraus sich dann ein dicker Rauch entwickelt. Nun taucht er eine mit Lehm überstrichene Form, ein glattes Brett u. s. w., besonders gern einen kleinen Flaschenkürbis, oder die Form eines Fusses in die Milch und räuchert die an der Form anklebende Gummischicht schwarz. So fährt er mit dünnen Schichten fort, bis die Form hinreichend überzogen ist, dann streift er die Hülle von Gummi elasticum ab, und beginnt seine Arbeit von Neuem, bis alle Milch geräuchert ist. — Aus den verschiedenen beim Räuchern des Gummi elasticum angewandten Formen erklären sich leicht die verschiedenen Gummiformen, wie

sie bei uns im Handel erscheinen, und in unserer Industrie zierlichere Gestalten annehmen.

Aus zahlreichen Palmennußkernen, die am Amazonenstrom vorkommen, wird nun auch vortreffliches Oel geschlagen; doch liegt dieser Proceß dem Indianischen Leben fern. Andere Palmenproducte, namentlich das Wachs der Carnauba (Corypha cerifera) sind besonderes Eigenthum nahe liegender, aber nicht grade zum Amazonenstromgebiet gehörender Provinzen von Brasilien. — Dagegen mache ich noch ganz besonders aufmerksam auf jene eigenthümliche hornige oder fischbeinartige Fasersubstanz, mittelst welcher manche Palmen, namentlich Attaleenarten, mit den Scheiden ihrer Blattstiele fest zusammenhängen zu einem oft wundervoll aussehendem Netzwerk, wie wir das einigermaßen schon bei der aus dem Südosten stammenden, aber längst über den ganzen Tropendistrict der Welt getragenen Cocospalme finden können. Dieser glatte, zähe, glänzend braune Faserstoff besonders von der Attalea funifera wird von den Indianern gesammelt, und kommt unter dem Namen Piaçaba in den Handel, als welcher er längst nach England gekommen ist, und dort zu Bürsten und

zierlichen Besen verwandt wird. Am Rio Negro aber weiß man ungemein geschickt ein vortreffliches Tauwerk von allen Dicken und Längen bis zum solidesten Ankertau daraus zu verfertigen, und es in Rollen, ganz wie russisches Tauwerk, den genannten Fluß hinab nach dessen Barre, der Stadt Manaos, zu bringen, wo man es oft in großen Quantitäten am Ufer liegen sehen kann, und in allen Verkaufsläden ausgestellt findet.

Auf allen Handelsfahrzeugen des Amazonenstroms bedient man sich dieses Tauwerkes von Piaçaba. Der echte Indianer freilich, der Naturmensch des Waldes hat es nicht nöthig. Dem genügt zum Anbinden seines Kanos jenes schlanke, starke und biegsame Tauwerk, welches als Luftwurzeln von den oben auf den Riesenstämmen der Wälder parasitirenden Aroideen schnurgrade herabhängt, und dem Indianer in Nordbrasilien dieselben Dienste leistet, wie dem deutschen Kolonisten in der südlichen Provinz S. Catharina.

Das, und wohl noch vieles andere hätte ich zu sagen von dem mannigfachen Nutzen der Palmen in der Oeconomie der Indianer. In der That mag das Gesagte genügen, um diesen

Nutzen dargelegt zu haben, wie solchen wohl kaum eine andere Pflanzenfamilie, selbst die Pinaceen, die Nadelhölzer, nicht ausgenommen, zu bieten vermag. — Nehmen wir nun noch das hinzu, was an anderen Producten die Natur in den Waldungen am Amazonenstrom freiwillig darbietet in ununterbrochener Verschwendung, so darf man wohl sagen, daß wir keinen Strom der Welt finden, an welchem so viele natürliche Reichthümer vorkommen.

Und mitten in diesen Reichthümern ist der Indianer arm, bettelarm nach unseren europäischen Begriffen. Denn er kennt den wundersamen Schatzgräber nicht, welcher allein all diese Reichthümer zu heben im Stande ist, die Arbeit, den Fleiß. Wo Arbeit und Fleiß ihm nahe kommen, wo die Kultur zu ihm tritt mit freundlicher Ueberredung oder selbst mit Zwangsmaßmaßregeln, da geräth, wie ich schon andeutete, der Indianer in Verlegenheit, in Befangenheit. Zwar schließt er sich an, zwar lernt er die gegliedertere Kultursprache der Kulturmenschen, zwar baut er sein graues Palmendach neben dem steinernen Hause jener, und versucht es, eine Menge von Kulturäußerungen nachzuahmen,

Kleidung, Bürgerstellung, Kirchenformen, — aber er thut das alles mit einer gewissen schüchternen Muthlosigkeit. In guter Kleidung ist er zwar stolz vor seinen Waldgenossen, schämt sich aber darin vor dem in Rock und Hosen legitim gewordenen weißen Menschen. In seiner Bürgerstellung ist er schwerlich davon überzeugt, daß er mit allen andern Bürgern gleiche Rechte hat. Und selbst in der ihm wegen ihres Formenreichthums angenehmen katholischen Kirche erstarkt er nicht zum vollsten Menschenbewußtsein. — Er ermattet, sein ganzer Indianismus wird hectisch, und die Zeit wird kommen, wo seine Stätte nicht mehr gesehen wird; er hat sich aufgelös't in Dämmerung und Waldnacht! —

Das ist meine feste Ueberzeugung, welche mich immer mit einer gewissen Wehmuth erfüllt, so oft ich der Indianer am Amazonenstrom gedenke! —

Druck von Pontt & v. Döhren.